

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Andreas Hofer, der treue Commandant in Tirol, und seine braven Genossen

Schönhuth, Ottmar F. H.

Reutlingen, 1853

Sechsenddreißigstes Kapitel

rige Geschick seines Vaters theilte, verrieth er wenig Anlage. Doch scheint er, seines Vaters wegen, von der Regierung berücksichtigt worden zu sein. Er war noch i. J. 1844 beim Salzamt in Fischament unterhalb Wien angestellt, befand sich aber nicht in den besten Umständen. Wittve Hofser lebt nimmer, und ihre Töchter sind ihr bald ins Grab gefolgt — so sind, wenn Johann Hofser endet, nur noch Enkel übrig, die den Stamm des Ahnherrn fortpflanzen, und das Haus vom Sand bewohnen, auf das jeder in Tirol Reisende zu geht, und das an dem Schild kenntlich ist, auf dem zu lesen: Andre v. Hofser und Anna v. Hofser geb. Ladurner.

Sechshunddreißigstes Kapitel.

Von J. Speibachers letzten Abentheuren und Ausgang.

Wir dürfen diese Blätter nicht schließen, ohne noch von einem Manne zu reden, der ebenso feurig sein Vaterland liebte wie derjenige, dessen traurigen Ausgang wir berichtet, der aber weit mehr mit seinem Kopf und Arm für die Sache des Vaterlandes gethan, als Andreas Hofser, ja mehr, als Alle, die sich im Tirolerkrieg einen Namen erworben. Es ist J. Speibacher, der unmittelbar nach Hofers Unterwerfung und Friedensproklamation am 8. November seine militärischen Unternehmungen aufgegeben und seine Mannschaft verabschiedet hatte. Seine erste Sorge war, seine Frau und Familie aufzusuchen, die er dem Vaterlande zu liebe beinahe gänzlich hintangesezt hatte. Er fand sie am 12.

November zu Stallfimus, einem Dorf östlich von Rinn, wo sie auf hoher Alp in einer Seenhütte lebte. Er kam gerade zur Stunde an, als seine Gattin vom General Deroy für ihn ein Schreiben empfangen hatte, in dem er ihn zur Unterwerfung und Folgsamkeit auffordert und zugleich ihm meldete, daß sein Sohn lebe, und vom König zu München gar gnädig behandelt werde. Der feste kleine Tell hatte in München Aller Herzen gewonnen, wie ein Brief von ihm an seine Mutter darthut, welche ihm angezeigt hatte, daß sein Vater gesund und wohl sei. Es mag dem Leser nicht unlieb sein, wenn wir den Brief des kleinen Spekbachers vom Jahr 1810 hier mittheilen. Er lautete:

„Liebste, theuerste Mutter!“

„Du hast mich mit deinem Briefe ganz überrascht!
 „Es freut mich herzlich, daß ich nun weiß, daß du
 „gesund bist, und daß mein Vater noch lebt! Herzlich
 „gern wollte ich für ihn bitten, aber ich glaube, daß
 „es für jetzt nicht thunlich sei. Was mich betrifft,
 „geht es mir wohl gut, ich bin mit meinem Zustande
 „recht zufrieden, und bin gesund. Der König hat sehr
 „viele Gnade für mich; was ich bedarf, schafft er mir
 „bei. Er ließ mir heuer schon so viele Kleider, Wä-
 „sche und ein prächtiges Bett machen, welches Alles
 „über 400 fl. kostete. Auch hätte ich das Glück gehabt,
 „daß der allergnädigste König mein Firmgoth (Zeuge bei
 „der Confirmation) geworden wäre, wenn ich nicht schon
 „gefirmt gewesen wäre. So oft ich das Glück habe,
 „bei ihm erscheinen zu dürfen, fragt er mich: ob ich
 „in die Kirche gehe und fleißig bete? Hier sind die
 „Kirchen auf's allerprächtigste geziert.“

„Er. Excellenz, Herr Kriegsminister von Triwa, ist
 „mein größter Wohlthäter, dem ich mein gegenwärtiges
 „und künftiges Glück zu danken habe. Er ist mein
 „bester Fürbitter bei dem Könige, zieht mich öfters zur
 „Tafel, und sorgt für mich, wie für sein eigenes Kind.
 „Ich bin nun im königlichen Seminar, wo ich Deutsch,
 „Lateinisch, Musik und Zeichnen erlerne. Auch bin ich
 „heuer schon siebenmal der erste geworden. Ich werde
 „mir alle Mühe geben, durch Fleiß und ein gutes Be-
 „tragen die Wohlthaten zu verdienen. Nun lebe wohl;
 „meine Geschwister, deine Schwester und den Kuhn grüße
 „ich herzlich, und verbleibe stets dein dankbarer Sohn
 „Andrä Spekbacher

Da Spekbacher nächst Hofer die wichtigste Stelle im Krieg gespielt hatte, so lag dem bairischen General viel daran, mit ihm in Frieden abzumachen. Die Feinde fühlten, wie wichtig er dem Lande geworden war. Darum begehrte auch General Siebain eine Unterredung mit ihm. Aber Spekbacher schlug sie ab, indem er vorgab: er möchte dadurch bei seinen Landsleuten den Verdacht einer Verrätherei erregen. Indessen versprach er, ebenso eifrig, wie er bisher für den Krieg gearbeitet hätte, nunmehr für die Bewerkstelligung des Friedens mitzuarbeiten.

Spekbachers Gattin klagte ihrem Manne, wie übel es ihr auf der hohen Alpe von Stallstuns mit den Kindern gehe; sie könne sie nicht aus der Scmhütte lassen, ohne daß sie Gefahr liefen, den Berg hinabzustürzen; übrigens war Alles mit Schnee bedeckt, und der Bach starrete schon von Eis. Da ließ er sie zu einer andern Alpe auf dem Tulfenberg führen.

Während das geschah, gelangte glücklicher Weise ein Schreiben von Andreas Hofer, in dem er aufs Neue zum Aufstand aufforderte, zu ihm; Hofer setzte bei: ich selbst habe schon wieder Leute aufgeboden, und mehrere hundert Mann im Passeyerthal gefangen, thue du dergleichen und führe den Krieg wie einmal und allemal.

Spekbacher, dem es Anfangs voller Ernst gewesen war, sich ruhig zu verhalten, gab seinem Freunde zu leichtsinnig Gehör: alsbald lief er umher, um seine Getreuen von seinem Vorhaben zu unterrichten. Da er nicht wußte, wie er die Nachrichten aufs linke Ufer bringen sollte, so verabredete er mit seinem Bruder, sich auf eine Anhöhe zwischen Frixens und Baumgarten zu begeben, so oft er dazu durch ein Signalfener rechts am Ufer von ihm eingeladen würde. Dann band er seinen Brief an einen Pfeil, den er mit starkem Bogen hinüber schnellte. Da Solches nur des Nachts geschehen durfte, so befestigte er am Pfeile eine brennende Rakete, die den Ort bezeichnete, wo er niederfiel.

Schon fiengen wieder Landleute an, sich zu sammeln, aber nicht mehr so eifrig, wie früher — theils nur in geringer Menge, so daß Spekbacher sie selbst wieder nach Hause schickte. Ja, als der Friede vollkommen bestätigt war, gab es sogar Manche, die seine Werbungen dem nächsten Militärkommando anzeigten. Da hatte Spekbacher selbst Mühe, vor seinen Feinden zu entweichen; doch kam er mit 13 getreuen Schützen davon.

Sobald man Spekbacher's Entweichung bemerkt hatte, verfolgten ihn Steckbriefe und Proklamationen, wovon eine später, vdo. Hall, den 24. Jänner 1810, auf seinen Kopf den Preis von 300 Gulden setzte. Monate

lang streiften bairische Jäger, Forstbediente und Soldaten im Bezirke von Innsbruck, Hall und Bolders herum, und erstiegen mühevoll ringsum die Berge und Schluchten. Die Soldaten nannten den Spekbacher wegen seiner Kraftlosigkeit den Feuerteufel, und schwuren in ihrem Unmuth über so viele vergebliche Anstrengungen, Nieman aus seiner Haut zu schneiden, wenn sie seiner habhaft würden. Anfangs flüchtete Spekbacher mit seinem kleinen Gefolge von Sennhütte zu Sennhütte. So lange er Geld hatte, kaufte er hin und wieder für sie Fleisch und Lebensmittel. Endlich versuchte er, ob es nicht möglich wäre, über den Zillergrund in das Rusterthal zu entkommen, aber er konnte nicht weiter als bis nach Dur. Die ohnehin gefährlichen Pfade waren so verschneiet, daß alle Geldankerbungen nichts vermochten, einen Führer zu finden. Spekbacher blieb um Weihnachtszeit einige Tag zu Dur. Von dort verabschiedete er die Schützen, die er nicht mehr ernähren konnte. Von Dur ging er nach dem Beerberge, dem Kofschberge, Wattenberge, und endlich auf den Großvolderberg zurück. Als er zu einem Hause am Großvolderberg hinabstieg, um zu essen, wurde er von Soldaten des Regiments Isenburg überrascht. Es blieb ihm nur noch so viel Zeit, auf das Dach zu klettern, und sich von demselben hinabzuwerfen, wobei er sich durch den Fall sehr wehe that. Er eilte in den nächsten Wald, und von dort zur Alpe Largo. Von nun an begann die eigentliche Leidensperiode Spekbacher's. Er irrte viele Tage umher, und war mehrere Tage ohne Speise. Auf einer dieser Wanderungen traf er im Walde unter freiem Himmel sein

Weib und seine Familie, die auch schon längere Zeit nur vom Brode lebten. Man kann sich das Schluchzen und Jammern bei dem Anblicke der von Kälte halb erstarrten Kleinen denken. Die Spekbacherin hatte den Sulferberg verlassen, weil sie besorgte, als Geißel für ihren Mann festgenommen zu werden. Spekbacher führte sie in das höchst gelegene Haus vom Bolberberge. Er hatte in den zerstreuten Wohnungen des Bergrückens viele Freunde, auf deren unverbrüchliche Treue er rechnen konnte. Hier blieb sie bis Lichtmess'en versteckt. Die Hauswirthin gab sie für ihre Magd aus, und das einzige Kind dieser guten Leute wurde unter Spekbacher's Kinder gehalten. Spekbacher selbst entfernte sich schnell, erhielt jedoch von seinem Knechte Georg Zoppel von Zeit zu Zeit Lebensmittel, der fortwährend auch für die Frau und Familie, so wie auch möglichst für das Hauswesen zu Sinn sorgte. Die schärfsten Drohungen, eben so wenig als das Anbieten von Belohnung vermochten ihn, seines Herrn Aufenthalt zu entdecken. Einige Tage vor dem Dreieinigkeitsfeste glaubte Spekbacher, daß man ihn schon minder eifrig suche.

Er fühlte unwiderstehlichen Trieb, mit seiner Frau zu Bolberberg zu eilen. Kaum faß er einen Augenblick, sich gültlich zu thun, so rief das Kind vom Hause ins Zimmer hinein: „Es kommen Baiern!“ Er entspringt nach der Hinterthüre, und will den Riegel wegschieben, als er schon das Geräusch von Gewehr-Kolben hört, welche die Soldaten vor derselben auf die Erde stießen. Nun flog er nach der vordern Thüre, die er aufreißt, als auch hier sieben Soldaten ihm, von dem Berge herab, entgegen kommen. In dieser Lage ergreift er, mit un-

glaublicher Gegenwart des Geistes, einen kleinen Schlitzen, der an der Schwelle liegt, wirft ihn, als wäre er ein Knecht des Hauses, auf seine Schultern, und steigt damit auf dem engen Fußpfade, als wolle er Holz holen, den Soldaten entgegen. Die Baiern rufen ihm zu, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Er erwiderte feck und mit Fassung, dieß sei an ihnen, er habe noch drei Lasten Holz nach Hause zu fahren, weicht aber dennoch aus, und erreicht die nahe Waldspitze, die ihn verbirgt. Spekbacher, auf's äußerste getrieben, beschloß einen Zufluchtsort zu beziehen, dem er sich schon im November, als die Sachen ungewisser wurden, ausersehen, und zu welchem er allerlei Provisiionen an Mehl, Schmalz und gesalzenem Fleische hatte bringen lassen. Auch siebzehn Büchsen und 900 Patronen hatte Georg Zoppel dahin getragen. Es war eine Höhle auf dem Gemshaken,*) eine der steilsten und wildesten Klippen, wo die Gemsen zuweilen im Winter gegen das rauhe Wetter Schutz suchen. Der Ort war, wegen seiner Unzugänglichkeit in böser Jahreszeit, so merkwürdig, daß nachdem man durch Schiffleute, die nach Spekbachers Rettung im nächsten Sommer von Wien nach Tirol zurückkehrten, erfuhr, wo er gehaust, Neugierige von allen Seiten dahin wallfahrten. In einer Nacht, wo Schneeestöber die frischen Fußtritte im alten Schnee verwischte, machte er sich nach dem Gemshaken auf. Um über seine Spur noch mehr zu betrügen, band er ein paar Schuhe verkehrt unter die Sohlen. Die Höhle hatte nur einen Zugang, den

*) ist irrig, denn Niemand weiß Etwas von diesem Namen,

er zu vertheidigen gesonnen war, weswegen er seine Gewehre immer geladen, und in Bereitschaft hielt. Um nicht überrascht zu werden, wenn er der Ruhe pflegte, traf er folgende sinnreiche Anstalt. Auf dem jähen Pfade, an einer Stelle, wo man auftreten muß, legte er eine geladene Büchse, und verdeckte sie mit Reisholz und Gesträuche. An der gespannten Feder dieser Büchse war ein Bindfaden befestigt, der in geringer Höhe quer über den Fußsteig lief. Jedes Anstoßen an denselben war hinreichend, das Gewehr abzubücken, und ihn zu warnen.

In der Nacht suchte er Holz zum Kochen zusammen, und um sich zu erwärmen; durch aufgethürmte Steine verbarg er mit sorgfältiger Vorsicht Flamme und Rauch.

Schon seit geraumer Zeit schmerzte ihn der Schaden, den er im Gefecht bei Melek erhalten, und der durch den Fall vom Dache und Vernachlässigung unbequemer geworden war. Bald aber harteten seiner schrecklichere Leiden. In den Tagen des Merzen fieng hin und wieder der Schnee ein wenig zu schmelzen an. Am 14. rieß sich eine Lawine los, rollte gegen ihn und warf ihn eine halbe Stunde weit mit sich hinab. Durch diesen Fall verrenkte er sein Hüftbein. Er befand sich außer Stand, zu seiner Höhle wieder hinan zu klettern, und fühlte, daß er menschlicher Hülfe bedürfe, und daß es besser wäre, seinen Verfolgern in die Hände zu fallen, als einsam im Schmerz, Krankheit und Kummer anzukommen.

So raffte er seine letzten Kräfte zusammen, und schleppte sich in seines Freundes Haus nach Woldenberg, das seine Familie indessen verlassen hatte. Sieben Stun-

den brauchte er zu diesem Wege, den man auf 2½ Stund schätzt; um 10 Uhr Abends kam er an. So gleich schickte er nach Johann Spilthener, einem Tiroler-Helden von Spinges (1797), der chirurgische Kenntnisse besaß und ½ Stunde tiefer wohnte. Der erschien augenblicklich. Bis Spekbachers Schenkel eingerichtet und verbunden war, tagte es. So blieb er den 15. März in Bolderberg. Aber länger konnte sein Gastfreund ihn und sich nicht der Gefahr aussetzen. In der Nacht auf den 16. trug er und Spilthener den Spekbacher abwechselnd mehr als 2 Stunden weit über lauter Seitenwege nach Rinn, wobei sie oft durch tiefen Schnee zu waten hatten. Noch in der Dunkelheit langten sie bei Spekbachers Stalle an, der eine gute Strecke vom Wohnhaus entfernt liegt, wo sie ihn zurückließen.

Um 4 Uhr Morgens, am 16., da Georg Zoppel das Vieh seines Herrn füttern wollte, fand er denselben beim Stalle. Als bald grub er unter den Röhren ein Loch, das etwa 18 Zoll ins Gevierte hatte, auch die gehörige Länge für einen Menschen. Da hinein legte er seinen Herrn, und bedeckte ihn ein und einen halben Fuß hoch mit Mist und Stroh. Das Luftloch zum Athemschöpfen befand sich unter dem Bauch einer Kuh.

Fast 7 Wochen, bis zum 2. Mai brachte Spekbacher lebendig verscharrt, ohne Wäsche, ohne seine Lage im Geringsten zu verändern, hier zu. Milch und Brod lieferte der Knecht ihm reichlich; zuweilen auch ein gekauftes Ei. Seine Hühner hatten die Bauren geschlachtet. Noch immer war Einquartirung in seinem Hause. Das Schweigen hielt Zoppel so unverbrüchlich, daß selbst Spekbachers Frau nicht erfuhr, wo ihr Mann sich be-

fände, und ihn immer noch im Gebirge währte. Das geschah, damit ihre Aengstlichkeit ihn nicht verrieth, wenn, was sich gar oft zutrug, die Baiern den Stall besuchten. Einmal sogar griff ein Lieutenant, der nach verborgenen Waffen forschte, bis unter die Raufen des Viehs, so daß Spekbacher ihn hätte beim Bein fassen können.

Immer unerträglich wurde ihm die eingepreßte Luft und die Nässe und Unsauberkeit seines Aufenthalts, von der die Kleider ihm stückweise vom Leib fielen. Auf seinen Schaden aber hatte die Ruhe günstig gewirkt, denn seine Hüfte war gänzlich geheilt.

Am 2. Mai erhob er sich endlich aus seinem Grabe, um Freiheit durch die Flucht ins Oesterreichische zu erhalten. Bis zum 5. Mai blieb er noch im Stalle. Seine Nerven waren so angegriffen, daß wenige Schlücke Wein, die er als Stärkung versuchte, ihn auf viele Stunden berauschten.

Vor seinem Abgang ließ er seine liebe Frau holen. Als sie erfuhr, wie lange er schon in ihrer Nähe, und wo er gewesen, weinte sie überlaut, und wollte sich nicht zufrieden geben. Er tröstete sie, so gut er konnte. Sie labte ihn mit Speise und begleitete ihn eine ziemliche Strecke weit.

Spekbacher mußte auf dieser Reise noch immer sorgfältig vermeiden, gesehen zu werden. Er nahm 10 Pfd. Fleisch und einiges Brod als Mundvorrath mit sich, um nicht genöthigt zu sein, bei Menschen eintreten zu müssen. Sein Weg gieng über die höchsten Bergjochs des Bolderthales, Wattenthals, über das Joch nach Dur; dann fort über die Joch nach Mayrhofen im Ziller-

thal, wo er die Brücke über die Zill zu passiren hatte, bei welcher ein bairischer Wachtposten stand. Er passirte ihn bei Nacht, als er merkte, daß die Soldaten bei einem Feuer eingeschlummert waren. Hierauf wandte er sich über Gerlos, der Krimmel vorbei, nach Gastein über das Gebirge. Seine Mattigkeit erlaubte ihm nicht, starke Märsche zu machen. Erst am zehnten Tage traf er einen Menschen. Er schlief fast gar nicht. Wenn er sich hinstreckte, zwang ihn die Kälte in solchen Höhen, bald wieder aufzubrechen. Zwei Pistolen trug er auf den Nothfall mit sich. Im Pinzgau fürchtete er sich vor den Pflögern, die er im September vertrieben hatte, und die nun zurückgekehrt waren. Aber es begegnete ihm kein Unfall. Vom Wildbade Gastein wanderte er über Groß-Abel ins Lungau, dann durch das Thal von St. Michael nach dem abgetretenen Theile von Kärnthen gegen Gmünd, endlich über die Stanger Alpen nach Steiermark und Wien.

„Bei allen diesen Fährlichkeiten in Noth und Angst und Schmerzen, sagt Speßbacher, war ich getrost, und hoffte, daß Gott und seine Heiligen mich nicht verlassen würden. Aber der Gedanke an das, was meine Frau, unschuldig und ohne zu murren, durch und für mich litt, war mir fürchterlich. Auch schreckte mich in meiner Einsamkeit das Bild des Todes durch Henkershand.“

Nicht lange blieb Speßbacher unthätig zu Wien. Der Kaiser von Oesterreich beschloß, den Tiroler Emigrierten Land zum Anbau in einer guten Gegend von Siebenbürgen anzuweisen. Speßbacher redigirte zum Theil die schriftlichen Forderungen der Colonisten, welche ihm größtentheils zugestanden wurden. Dann reiste er

selbst nach Siebenbürgen. Man wünschte ihn als Richter oder Vorsteher an der Spitze der Niederlassung zu sehen; auch war er nicht abgeneigt. Nur ohne die Einstimmung seiner Frau wollte er Nichts unternehmen. Sie war mit seinen Kindern auf dem Gute bei Rinn zurückgeblieben. Er schrieb ihr in dieser Angelegenheit, um ihren Willen zu vernehmen. Hier folgt die rührende Antwort seiner Frau, welche uns nicht nur die Treue und Liebe einer vielgeprüften Gattin, sondern auch das edle Herz einer für ihren Kaiser und ihr Vaterland begeisterten Tirolerin zeigt.

„Mein Herzallerliebster Mann!

„liebster Joseph!“

„So ünniglich es dich schmerzt, ohne mich zu sein, so viel dir unsere häuslichen traurigen Umstände am Herzen liegen, eben so hart fällt es deinem Weibe, ohne dich zu leben; ja so oft ich ein Kind schaue, wird mir das Herz voll; denn der erste Gedanke dabei ist: ach Kinder! ihr seid jetzt wie Waisen ohne Vater, ich wie eine verachtete Wittib ohne Namen! — Aber Gott im Himmel, und dem heiligen Anderl am Judensteine, sei meine und meiner Kinder Elend und Verlassenschaft geklagt und anempfohlen.“

„O, lieber Joseph! du weißt wie dich deine Maidt liebt; aber durch diese Lieb bitt ich dich, um Gotteswillen, thue mir nicht übel nehmen, daß ich das Alte wiederhole, und noch dazu setze: lieber als nach Ungarn oder sonst so weit gehen, lieber will ich, — ach Gott! daß ich so sagen muß, mit meinen Kindern betteln gehen. Jetzt ist es nicht an dem, (noch nicht so weit) aber es darf nicht lange mehr so dauern,

„so hast du, o herzallerliebster Mann, eine Bettlerin
 „zu einem Weibe. — Ich muß aufhören, sonst wird
 „das Papier vom Weinen naß. Nur ein's, lieber Jo-
 „seph, muß dich und mich, dein Weib, in diesem Kum-
 „mer trösten, daß wir uns dies Elend, und das bevor-
 „stehende Unglück, Betteln zu gehen, nicht durch Ver-
 „schwendung oder aus einer andern Ursache selbst frei-
 „willig zugezogen haben, sondern blos deine Liebe zu
 „unserm guten Kaiser Franz, und das herzliche Verlan-
 „gen, wieder östreichisch zu sein, hat dich so weit ge-
 „bracht, und dich in die äußersten Lebensgefahren, und
 „dein Weib und deine Kinder in Noth und Kummer
 „versetzt. — O lieber Alter! Wag's noch und mach'
 „vor dem allergnädigsten Kaiser, der doch so gut mit
 „dir ist, einen Fußfall, und sag' ihm, erzähl's ihm,
 „wie's deinem Weibe in Tirol geht; bitte für mich um
 „Verzeihung, daß ich dir nicht nachfolge, du weißt es
 „ja selbst, daß ich schon öfter's krank und vielleicht eine
 „so weite Reise nicht aushalten würde, und nicht Wei-
 „ber, sondern geschonte Männer, haben mir gesagt,
 „daß, wenn man nicht fester Natur und Leibeskräften
 „ist, man es im Ungarlande nicht aushalten kann; und
 „du liebst dein Weib zu herzlich, als daß du sie dem Tode
 „zuführen wolltest. O bitt nur recht, und ich will bei
 „dem heiligen Auberl am Judensteine beten, daß uns
 „der allergnädigste Monarch, der gute Kaiser Franz,
 „jetzt noch hilft, und dann kann ja Gott noch alles
 „anders schicken. Soll uns aber seine Strafe noch
 „länger treffen, so bitt nachher, was du vermagst,
 „daß du in Steyermark, oder in einer nahen Gegend
 „dort herum, etwas erbittest, und dann, wenn unser

„liebes Vaterland keine Hoffnung mehr hat, Oestreich=
 „isch zu werden, und du, in's Tirol zu kommen, dann
 „will ich zu dir, meinem herzlichsten Manne gehen.“

„Ich danke dir, Joseph, für den Neujahrswunsch;
 „Gott verleihe nur, daß wir unter Oestreich's Regie=
 „rung in unserm lieben Tirol wieder zusammen kom=
 „men. Damit du, liebster Mann, jene, die uns helfen
 „können, von unserem bevorstehenden Glende recht über=
 „zeugen kannst, muß ich dir zu meinem und deinem
 „Kummer offenbaren, daß Alles Vieh erkrankt ist, ein
 „Stück ist verloren, bei den andern zweien sind wir
 „keinen Tag sicher, daß sie nicht auch hin sind. An=
 „Arzneien und Doktoren sind bereits schon 50 fl. ver=
 „wendet worden. Jetzt denk noch die großen Steuern
 „hinzu. Noch einmal herzlichster Mann, bitte um
 „Hilfe für dein armes verlassenes Weib und Kinder,
 „und sei von mir tausendmal begrüßt, und dem Schutze
 „Gottes und der Gnade unsers wohlthätigsten Kaisers
 „empfohlen. Schreibe bald, und höre nicht auf zu
 „lieben
 dein treues Weib

„5. Jan. 1811.

Maria Spekbacherin.“

N a c h s c h r i f t.

„Deine lieben Kinder lassen Dich herzlich grüßen,
 sie beten fleißig für Dich, und fragen oft: Kommt denn
 unser lieber Vater nicht mehr zu uns?“

Nach Empfang dieses Briefes lehnte Spekbacher je=
 den Antrag ab, der ihm für eine Besitzung in Ungarn
 oder Siebenbürgen gemacht wurde. Alle seine Anstren=
 gungen waren nur dahin gerichtet, sich eine kleine Be=
 sitzung in Oestreich zu erkaufen. Einem seiner Lands=
 =

leute Jakob Torgler gelang es, ein Freigut in der Nähe von Wien zu erwerben, und da Spekbacher zu ihm zog, forderte er seine Gattin nochmals auf, zu ihm zu kommen, welchem Rufe sie auch folgte. Im Jahr 1811 kehrten sie jedoch nach Tirol zurück. Spekbacher hatte dem Torgler für 700 fl. Bürgschaft geleistet, und da derselbe in der Folge in Konturs gerieth, verlor Spekbacher den ganzen Betrag, wovon noch von seiner zurückgelassenen Wittwe 200 fl. ersetzt wurden. Mit dem Beginnen des Jahres 1813, folglich noch zu einer Zeit, in der sich die Allirten noch mit Frankreich verbunden gehabt hatten, gelangte Spekbacher abermals in das Land, und eine Proklamation des damaligen königl. bairischen Generalkommissariats vom 12. Sept. 1813 sicherte demjenigen eine Prämie von 1000 Dukaten zu, der ihn todt oder lebendig einliefern würde. Die glückliche Verbindung Baiern's mit Oestreich durch die in Ried abgeschlossenen Konvention, der Aufruf Sr. Majestät des Königs von Baiern an sein Volk, ddo. München, den 28. Oktober 1813, noch mehr aber der von dem k. k. Feldmarschall, Grafen von Bellegarde, auf seiner Durchreise nach Italien erlassene Aufruf an die Tiroler, ddo. Innsbruck, den 12. Dez. 1813, machte jede Aufregung zu Gunsten Oestreichs unnütz, und die im Jahre 1814 erfolgte Wiedervereinigung Tirols mit dem Hause Oestreich machte es auch dem Spekbacher möglich, endlich auch ohne alle Gefahr in den Schoos seiner Familie zurückzukehren.

Spekbacher wurde von Sr. k. k. Majestät bereits in Wien mit der goldenen großen Medaille sammt Kette belohnt. Als ihm diese Auszeichnung in Wien entwen-

bet worden war, verlieh ihm Sr. k. k. Majestät dieselbe im Jahr 1815 neuerlich, womit ihn der damalige Herr Kreishauptmann von Menst in der Pfarrkirche zu Schwaz aus Mangel eines andern Lokales in diesem im Jahre 1809 abgebrannten Markte am südlichen Nebenaltare in Begleitung seiner damaligen Kreiskommissäre Danler, Boglsfanger und Reiter nach einer vorausgegangenen gehaltvollen Anrede schmückte. Zugleich wurde ihm auch eine jährliche Gnadengabe von 1000 fl. in Wienerwährung durch Entschließung von 31. Juli 1810 gnädigst verliehen.

Spekbacher hatte während der Landesvertheidigung zu viel gelitten, und sein Körper war zu sehr geschwächt, um die Segnungen des Friedens lange im Kreise seiner Familie zu genießen. Im Jahr 1820 befiel ihn eine Nervenkrankheit, der er am 28. März desselben Jahrs in einem Alter von 53 Jahr erlegen. Die Sektion bewies, daß erhaltene Stöße die Hauptursache seines Todes waren, indem die eine der Nieren $7\frac{1}{2}$ Pfd. wog, und die andere um $1\frac{1}{2}$ Pfd. schwerer war, als solches im gewöhnlichen Zustand der Fall zu sein pflegt. Am 30. März um 5 Uhr Abends wurde Spekbacher feierlich beerdigt. Es rückten hiebei unter dem Commando des Schützenmajors Straub. einige Compagnien von Landesvertheidigern unter Begleitung der Musik der Salzburg-Arbeiter aus. Vor der Leiche ging die Schulsjugend, neben derselben machten die Militärerziehungsknaben Spaliere. Hinter der Leiche gieng der Kreishauptmann von Menst von Schwaz mit sämmtlichen Beamten der Berg- und Salinendirektion, dann die übrigen Behörden.

Die irdische Hülle Spekbachers deckt ein Leichenstein

aus weißem Marmor. Unter der darauf angebrachten Abbildung der großen goldnen Medaille, der goldnen Kette und des Brustbilds stehen die Worte:

Im Kampfe wild, doch menschlich auch,
Im Frieden still und dem Gesetze treu
War er als Krieger, und als Mensch
Der Ehre, wie der Liebe werth.

Dann in ganzen Zeilen geschrieben:

Joseph Spekbacher, tirolischer Landes-
schützenmajor. geb. zu Gnadental den 14. Aug. 1768
(13. Juli 1767) gest. zu Hall am 28. März 1820.

Der Verfasser der Rede vom 16. Juli 1815 war
auch der Verfasser der Grabchrift.

Die Verdienste Spekbachers kamen auch seiner hin-
terlassnen Wittwe und seinen Kindern zu gut. Sie er-
hielt eine jährliche Pension von 500 fl., jede der drei
Töchtern bis zur Verheirathung einen Gnadengehalt
von 100 fl. ebenso der Sohn 100 fl. bis zu seinem
20. Lebensjahr. Der junge Andreas Spekbacher, den
die Leser bereits kennen, blieb bis zum Jahr 1816 in der
Erziehungsanstalt, in die ihn König Maxens Gnade ge-
geben hatte. Dann kehrte er auf den vaterländischen
Boden zu seinen durch Gefahren und Entbehrungen
jeder Art ergrauten Eltern zurück. Im Jahr 1817
wurde er durch die Gnade seines Kaisers in die Akade-
mie fürs Bergwesen zu Schemnitz aufgenommen mit
einem Stipendium jährlicher 200 fl. Nach ehrenvoll
vollendeter Laufbahn wurde ihm im Dezbr. 1820 zum
Behuf praktischer Ausbildung die Bereisung der Eisen-
werke in Niederrungarn gestattet, i. J. 1831 wurde er
k. k. Hüttenverwalter zu Innbach, welches Amt er mit

ebenso viel Geschicklichkeit, als Thätigkeit besorgte. Im Jahr 1834 erkrankte er, und schloß seine Laufbahn am 25. März, zu früh für seine Gattin und 2 Töchter, zu früh für sein Vaterland, dem er, wie sein edler Vater, nur auf andere Weise, seine ganze Thätigkeit gewidmet hatte.

Tirolerland, du Wiege meiner Ahnen,
 Sei mir gegrüßt! du wurdest Oesterreichs Stern,
 Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen,
 Als Macht die Völker alle, nah und fern,
 Umfing. Sie blickten auf nach deinen Fahnen,
 Die du erhobst für deinen alten Herrn,
 Für deine Sitten, Freiheit, heil'gen Glauben,
 Und nicht gelang's dem Fremdling sie zu rauben.

Ich ging mit stolzer Brust in deinen Thälern,
 Auf deinen schneebezügten Höhen umher,
 Und überall an deinen Siegesmälern
 Hob sie sich stolzer, freudiger noch mehr.
 Es war dein Muth so tugendhaft und stähleru,
 Der dich begeisterte zur Landeswehr,
 Daß späte Enkel noch, die nach ihm schauen,
 Sich froh an ihm erheben und erbauen.

Du gutes Volk, bewahre deinen Segen,
 Er blühe dir durch Himmelshaub stets neu!
 Du weißt wohl, Alles sei an ihm gelegen;
 Drum mißgest du auch Glauben, Muth und Treu
 Fortan in deiner Brust mit Liebe hegen,
 So bleibst du stets boglütet, geehrt und frei.
 Ein Leitstern Allen, die aus freien Trieben
 Das Edle, Gute, Schöne, Wahre lieben.

Adolfslaus Pyrtter.